



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

1. Königsberg. Freundliche Aufnahme in der Universität. - Förderung durch die Pathologische Anatomie. - Assistententätigkeit bei Professor v. Wittich.
- Erste anatomische Vorlesung. - Erlebnisse mit ...
-

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

hatte übrigens auch den Unterricht in der Histologie zu vertreten; außerdem befand sich die physiologische und die anatomische Anstalt Königsbergs in einem und demselben Gebäude, und so hoffte ich Gelegenheit zu finden, mich auch in allen Zweigen der menschlichen Anatomie weiterzubilden. Ich nahm also die Stelle an mit Bewilligung meiner Eltern, die ich um so mehr erbitten mußte, als mein festes Einkommen in Königsberg nur 150 Taler jährlich betrug, ich also auf weitere Zuschüsse angewiesen war.

V. Kapitel.

Universitäts-Dozentenjahre: Wanderjahre.

1. Königsberg.

Freundliche Aufnahme in der Universität. — Förderung durch die Pathologische Anatomie. — Assistententätigkeit bei Professor v. Wittich. — Erste anatomische Vorlesung. — Erlebnisse mit Papageien; etwas über Tierpsychologie. — Eigene Erfahrungen mit Äther- und Chloroform-Narkose. — Der Anatom August Müller. — Meine Verlobung.

Anfang Mai 1862 traf ich in der alten Preußenstadt am Pregel ein. Bei schönstem Frühlingswetter, mein Auge noch an den schön blühenden Rapsfeldern weidend, hatte ich Westfalen verlassen, auf der Fahrt durch die eintönige Landschaft Westpreußens begleitete mich Schneegestöber. Im Wittichschen Hause fand ich gleich die beste Aufnahme, die im Laufe der Zeiten zu herzlicher Freundschaft führte. Mein Dienst bestand in den Vorbereitungen für die Vorlesungen, in der Sorge für das Inventarium und die Laboratoriumsbestände, in der Hilfe bei den Arbeiten v. Wittichs und denen der Laboranten. Unter diesen befand sich damals ein älterer Student, Freund des Wittichschen Hauses, Max Cohn aus Elbing, mit dem ich bald Freundschaft schloß. Das wurde eine Freundschaft fürs Leben. Albert Kayser, Joseph Koch, Leonhard Landois, Richard Hermes und Max Cohn, der später in Wiesbaden unter dem Namen Conrady einer der angesehensten Ärzte war, sind meine treuesten und besten Freunde aus der Jugendzeit geblieben, und durch die Beziehungen zu mir auch selbst einander näher gekommen: die Katholiken, der Protestant und der Jude; oft haben religiöse

Fragen den Gegenstand unserer ersten Gespräche gebildet. Alle fünf sind schon seit Jahren verstorben, zuletzt der mir zuerst bekannt gewordene Hildesheimer Joseph Koch; aber ich unterhalte mit ihren Hinterbliebenen nach wie vor den freundschaftlichen Verkehr.

Ich wurde in Königsberg bald heimisch. Es ist einer der Vorzüge dieser Stadt, daß man als neuer Ankömmling freundlich aufgenommen wird und daß, wenn das Gefallen auf Gegenseitigkeit beruht, es in Treuen bestehen bleibt. Der Verkehr in den Familien, in denen ich bald Zutritt fand, war ein äußerst angenehmer, entwickelte sich frei und ungezwungen; man merkte und wußte, daß man gern gesehen war. Besonders angenehm empfand ich es, daß ich als noch nicht zum Lehrkörper der Universität gehöriger Assistent und junger Mann bald zu den Kreisen der Ordinarien der Universität Zutritt fand. So wurde ich in einen Kegelklub aufgenommen, in welchem mehrere Universitätsprofessoren Mitglieder waren, verkehrte im Hause des damaligen Chirurgen Albrecht Wagner, in den Familien Hirsch, des inneren Klinikers, wurde Mitglied der Gesellschaft des Börsengartens und kann noch heute sagen, daß die zwei Jahre, die ich in Königsberg zubrachte, zu den angenehmsten meines Lebens gehört haben, wozu freilich das Meiste beitrug, daß ich dort glücklicher Bräutigam wurde. Dabei hat, freilich gänzlich unbeabsichtigt, mein Freund Cohn die Veranlassung gegeben. Das kam so: Wir Beide waren von der Gesellschaft junger Kaufleute in Königsberg zu einem Ball eingeladen worden, den diese Gesellschaft jeden Winter zu geben pflegte und der zu den besten Veranstaltungen dieser Art in Königsberg gerechnet wurde. Wir nahmen die Einladung an und gingen zusammen hin. Der Ball hatte schon begonnen und wir betraten einen der Nebensäle, wo sich die gerade am Tanze nicht Teilnehmenden und die älteren Familienmitglieder befanden. Da sagte Cohn, der die Gesellschaft überschaut hatte, zu mir: „Da sehe ich die Frau Geheimrat Dillenburger am Tische sitzen, sie hat mich schon gesehen; ich bin in ihrer Familie eingeführt, habe aber leider nach meiner letzten Einladung noch keinen Besuch gemacht und fühle mich in Schuld. Darf ich dich ihr vorstellen? Das lenkt ab.“ Gesagt, getan! Nichts ahnend nahm ich an der Seite meiner künftigen Schwiegermutter Platz; Cohn setzte sich zum Ge-

heimrat Dillenburger, entschuldigte seine Versäumnis und bald war eine unbefangene Unterhaltung im Gange. Kurz darauf trat die Tochter des Hauses, von ihrem Tänzer geführt, strahlend in jugendlicher Frische und Schönheit, zu ihren Eltern und mein glückliches Geschick fürs Leben war besiegelt. Ein Tanz mit der Tochter war zwar nicht mehr zu erlangen; wenn sie auf den Bällen erschien, war in den nächsten Minuten die ganze Tanzkarte vergeben. Auch hielt ich mich mit der Bitte etwa um eine Extratour zurück, weil ich das für eine erste Begegnung nicht für passend hielt, außerdem mir bewußt war, daß zwar Euterpe meine Freundin, Terpsichore (*) aber mir ungnädig gesinnt war. Doch folgte ich dem guten Rate:

„Wer sich gut mit Muttern steht,
Dem die Tochter nicht entgeht“,

und widmete meine Aufmerksamkeit vorzugsweise meiner Nachbarin. Die halbe Landsmannschaft, die zwischen den Rheinländern — Frau Dillenburger stammte aus Bonn — und Westfalen besteht, half und als ich mich empfahl, wußte ich, daß ich meine Besuchskarte mit dem Erfolg, in der Familie Zutritt zu finden, abgeben dürfte. So war es denn auch. Im Jahre darauf waren wir verlobt; aber erst zweieinhalb Jahre später hatte ich die Stellung errungen, die mir gestattete, meine Braut als Gattin in das neu zu gründende Heim einzuführen.

Unser Ehebeginn war ein schwerer, er fiel in das Kriegsjahr 1866, wo wir in Breslau, nahe dem Kriegsschauplatze, unseren Wohnsitz hatten und, im Gefolge des Krieges, eine der furchtbarsten Choleraepidemien mitzuerleben hatten, bei der ich als Pathologischer Anatom durch mehrfache tägliche Obduktionen von Choleraleichen steter Gefahr ausgesetzt war. Aber alles ging gut, obwohl in dem Hause, wo wir wohnten, zahlreiche Choleraerkrankungen mit sieben Todesfällen vorkamen. Vierundvierzig Jahre war mir die Erwählte meines Herzens treueste Gattin und beste Mutter und Erzieherin unserer Kinder. Im Jahre 1910 bereitete ein Herzschlag ihrem Leben ein gänzlich unvorhergesehenes rasches Ende. —

Meine Verlobung griff auch bestimmend in mein weiteres Schicksal ein, ebenso wie meine in Greifswald erworbene Kenntnis der Pathologischen Anatomie. Diese hatte mir auch bald in Königsberg

eine gewisse Stellung verschafft. In Königsberg war noch keine Professur für Pathologische Anatomie vorhanden. Man hatte im Bedürfnisfalle zur Untersuchung pathologischer Objekte, wie Geschwülste und anderer bei klinischen Sektionen, welche von den Assistenten gemacht wurden, gefundener, zweifelhaft gebliebener Dinge sich an v. Wittich gewendet, dem die Sache, die von Jahr zu Jahr mehr Zeit in Anspruch nahm, lästig geworden war. Es war eine seiner ersten Fragen an mich, als ich sein Assistent geworden war, ob ich mich in der Pathologischen Anatomie hinreichend bewandert fühle, um ihm diese Untersuchungen abnehmen zu können. Ich glaubte das bejahen zu dürfen. Ich gab mir Mühe, erstattete den Klinikern und Ärzten stets genaue schriftliche Berichte, demonstrierte ihnen auf Wunsch Präparate und so verging nur kurze Zeit, bis ich vollauf damit zu tun hatte. Dann wurde ich auch ersucht, klinische Obduktionen zu machen und einer Anzahl Königsberger Ärzte praktische Kurse in Pathologischer Anatomie zu halten, wobei unter Anderen auch der Ordinarius der Chirurgie, Wagner, mein eifriger Hörer war. Damals kam auch die Trichinenschau auf, die mir übertragen wurde. Dieses alles brachte mir bald eine willkommene Ergänzung zu meinem bescheidenen Gehalte, so daß ich zu meiner größten Freude meinen Eltern schreiben konnte, ich sei in der Lage, ihrer Unterstützung nicht mehr zu bedürfen. Daneben förderte ich aber meine anatomischen Kenntnisse durch pflichtmäßige Beschäftigung mit der Gewebelehre und mikroskopischen Anatomie sowie mit der beschreibenden Anatomie durch die nachbarlichen Beziehungen, die sich mit Professor August Müller, dem damaligen Leiter der Anatomischen Anstalt und dessen Prosektor Friedrich Goltz, meinem späteren Kollegen in Straßburg, entwickelten. Goltz und ich hätten gern getauscht, denn Goltz zielte auf die Physiologie und ich auf die Anatomie. Es ließ sich das aber aus materiellen Gründen nicht machen, weil Goltz auf sein auskömmliches Prosektorgehalt angewiesen war. Ich komme auf Beide noch zurück. Auch die Beschäftigung mit der mikroskopischen Anatomie gab mir einige Mittel, indem ich Kurse für die Studierenden geben durfte. Meine erste Vorlesung in diesem Fache und erste akademische Vorlesung überhaupt, entsprach genau dem alten Satze:
„Tres faciunt Collegium!“

Ich hatte drei Zuhörer; unter diesen befand sich Oskar Liebreich, mein späterer Berliner Kollege.

So ließ sich alles gut an in Königsberg, bis auf den Umstand, daß damals der streng protestantische Charakter der Universität noch aufrecht erhalten wurde, dem zufolge keine Dozenten anderer Bekenntnisse zugelassen werden durften. Ich, als Katholik, konnte dort also nicht weiterkommen. Da kam mir meine Verlobung zu Hilfe. Mein Schwiegervater, Provinzialschulrat für die katholischen höheren Lehranstalten Ost- und Westpreußens, hatte sich selbstverständlich auch um mein Vorwärtskommen gekümmert und bei seinem früheren Schüler, dem Professor theologiae Reinkens in Breslau, dem späteren ersten altkatholischen Bischofe, angefragt, ob ich etwa in Breslau eine Stellung finden könne. Da war mir wieder das Glück günstig. Reinkens sprach darüber mit dem ihm gut bekannten Physiologen Heidenhain, bei dem gerade eine Assistentenstelle frei geworden war. Dieser, dem ich dem Namen nach, da ich inzwischen einiges veröffentlicht hatte, nicht unbekannt war, war gern bereit, mich zu übernehmen und auch zu vermitteln, daß mich die Fakultät zur Habilitation als Privatdozent zuließ. So kam ich denn im Frühjahr 1864 nach Breslau.

Ehe ich von meinen dortigen Wanderjahren erzähle, mag noch einiges aus Königsberg hier Platz finden. Ich wohnte bei einer älteren Dame, Fräulein Kriele, einer Freundin des Wittichschen Hauses, die mütterlich für mich sorgte. So wohl ich bei ihr und ihrer Dienerin gelitten war, so verhaßt war ich bei dem Dritten im Bunde, einem Papagei, den sie seit vielen Jahren besaß. Zur Charakteristik dieser merkwürdigen Vögel mag hier das zwischen uns bestehende feindselige Verhältnis, das mich viel mit Versuchen, es zu begreifen, beschäftigt hat, kurz besprochen sein. Jedenfalls war es völlig einseitig, denn sowohl Fräulein Kriele, wie ich, bemühten uns, das Tier in freundlichere Gesinnung gegen mich zu bringen. Die Abneigung des Papageien gegen mich bestand vom ersten Augenblick an, als er mich sah. Oft habe ich versucht, ihn durch Darreichung seiner Lieblingsleckereien zu versöhnen, er nahm nichts von meiner Hand. Morgens pflegte ich das Frühstück im Zimmer der Dame mit ihr zusammen einzunehmen. Sie setzte dann den Vogel auf den Tisch und reichte ihm von den ihm angenehmen und zuträglichen Sachen, die

er aus ihrer Hand nahm. Dabei hielt er sich stets in respektvoller Entfernung von mir. Versuchte ich ihm etwas zu reichen, so wich er zurück, hackte auch wohl nach meiner Hand oder schrie mich böse an. Fräulein Kriele zeigte ihm öfter ein Stück Zucker und wenn er sich näherte, um es zu nehmen, gab sie es mir, daß ich es ihm reichen möchte; er nahm es aber niemals von mir an, selbst wenn ich es auf den Tisch legte, rührte er es nicht an. Da mußte Fräulein Kriele einmal auf vier Wochen verreisen; sie empfahl mir, für den Vogel zu sorgen, was ich auch sehr gern übernahm, neugierig, zu sehen, wie er sich nun benehmen würde. Am andern Morgen war der Frühstückstisch, wie gewöhnlich, hergerichtet. Ich stellte den Vogelkäfig, so wie es Fräulein Kriele machte, auf den Tisch und öffnete ihn. Der Papagei kam nicht heraus, solange ich in der Nähe blieb; erst als ich mich auf meinen gewohnten Platz setzte, kam er heraus, hielt sich aber möglichst von mir fern. Wenn ich ihm etwas reichen wollte, wich er zurück, hackte aber nicht nach mir und schrie mich auch nicht an. Wenn ich nun den Bissen in der Nähe des Käfigs auf den Tisch legte und mich wieder auf meinen Platz begeben hatte, nahm er ihn. Auf diese Weise versuchte ich es jeden Tag ein paarmal, ihn den Bissen aus meiner Hand nehmen zu lassen, in der Erwartung, daß er endlich einsehen würde, ich wolle nur Gutes, aber vergebens. Das Tier nahm sein Futter entweder nur im Bauer oder vom Tische, wenn ich mich fern hielt. Er nahm es aber jetzt in Abwesenheit seiner Herrin, obwohl ich es in der Hand gehalten hatte, was er früher nicht tat. Fräulein Kriele kam an einem Abend von ihrer Reise zurück und ich begrüßte sie erst am anderen Morgen. Der Vogel befand sich in Freiheit auf dem Fußboden des Zimmers. Sobald ich eintrat, fuhr er schreiend auf mich los und biß wütend in meine Stiefel, so daß Fräulein Kriele ihn fortnehmen mußte. Ich konnte mir diese Wutäußerung nur so deuten, daß das Tier mir zeigen wollte, es habe so lange zwangsweise sich mir, dem Verhassten, fügen müssen, jetzt sei seine Schützerin wieder da, jetzt lasse er mich das büßen. Ob ich damit in das Papageienherz den richtigen Einblick getan habe? Immerhin scheint mir das bis zur äußersten Folgerichtigkeit gehende Verhalten des Tieres sehr bemerkenswert.

Noch ein anderer Papagei, den ich später in Berlin selbst besaß und der mir keineswegs feindselig war, spielte mir dennoch einst

sehr übel mit. Ich hatte eines Abends einige Herren bei mir zu Gast geladen und wir waren nach Tisch noch bei einem Glase Wein in dem Zimmer zusammen, in welchem der Papagei, ein vorzüglicher Sprecher, in seinem Bauer sich befand. Ich erzählte meinen Gästen eine längere Geschichte. Als ich geendet hatte, ertönte aus der Ecke, wo der Papagei in seinem Bauer saß, laut mit klarster Deutlichkeit das Wort „Quatschkopf“! Ich hatte meine Zensur weg und für allgemeinste Heiterkeit war gesorgt.

Ungeachtet dieser beiden üblen Erfahrungen sind mir die Papageien immer sehr gern gesehene, merkwürdige Geschöpfe gewesen. Ihr Zentralnervensystem ist ja mehrfach untersucht worden, verdiente aber noch weitere Erforschung, namentlich mit Rücksicht auf die Verbindung zwischen ihren Gehörnerven und der Innervation ihrer lautgebenden Organe. Es ist erstaunlich, wie genau sie verschiedene Laute nach ihrer Klangfärbung wiedergeben können. Der Papagei, den ich besaß, war ein grauer und war wie erwähnt, ein selten guter Sprecher. Ich erhielt ihn als junges Tier, welches damals, als es in meinen Besitz kam, noch kein Wort sprach. Wir gaben uns keine Mühe ihm Worte beizubringen, er ahmte alle Laute ohne weitere Anregung nach, bellte wie ein kleiner Hund, den wir hatten, so getreu, daß dieser, als der Vogel es zum ersten Male tat, sich erstaunt aufrichtete und den Vogel wieder anbellte. Wir selbst wurden oft getäuscht und wußten im Augenblick nicht, ob es der Vogel oder der Hund war, der bellte. Wessen Sprache er in einem Wort nachahmte, war sofort zu erkennen. Es war geradezu erstaunlich, wie vielerlei Klangfarben er in seinem Besitz hatte. Immerhin hat auch die Abneigung und Zuneigung, die diese Tiere verschiedenen Personen gegenüber zeigen und meist dauernd behalten, ein hohes Interesse.

In der Nachbarschaft des Hauses in Königsberg, wo ich Unterkunft gefunden hatte, wurde es nach und nach bekannt, daß dort ein junger Doktor wohne und so wurde ich denn verschiedene Male zu Fällen, wo eilige Hilfe erforderlich schien, zu Kranken gerufen. Es handelte sich meist um Kinder ärmerer Familien. Ich habe mich stets verpflichtet gefühlt, in solchen Fällen zu folgen. Als einziges Honorar habe ich dafür aber nur eine Ansteckung mit der Krätze erhalten, wodurch natürlich meine ohnehin geringe Neigung, mich mit der ärztlichen Praxis zu beschäftigen, nicht gefördert wurde.

Aus meiner Laboratoriumstätigkeit möchte ich noch einen Fall berichten, der mich in Bekanntschaft mit einem Ätherrausch brachte. Ich hatte an einer Katze zur Vornahme eines Versuches einen Nerv freizulegen, betäubte das Tier mit Äther und legte ihm, damit es während der Operation betäubt blieb, einen mit Äther getränkten Schwamm auf die Nase, beugte mich über den Kopf des Tieres und begann den Nerv freizupräparieren. Dabei atmete ich, ohne besonders darauf zu achten, fortwährend die Ätherdämpfe aus dem Schwamm ein. Mit einem Male verlor ich, ohne vorher von beginnender Betäubung irgend etwas gemerkt zu haben, das Bewußtsein und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einer Fensterbank vor dem geöffneten Fenster liegen und v. Wittich, im Verein mit dem bekannten Ophthalmologen Julius Jacobson, bemüht, mich durch künstliche Atembewegungen wieder zum Erwachen zu bringen. v. Wittich berichtete mir, er habe im Nebenzimmer, wo er sich befand, plötzlich ein lautes Gepolter gehört, sei ins Laborantenzimmer geeilt und habe mich da, anscheinend leblos auf dem Boden liegend gefunden; er habe mich mit Hilfe des Laboratoriumsdieners zum geöffneten Fenster gebracht und Jacobson, den er gerade vor der Tür seiner gegenüberliegenden Klinik stehen sah, zur Hilfe herangerufen. Ich fühlte mich nach dem Erwachen völlig wohl, dankte den Herren und machte mich sofort daran, die Operation an der Katze zu beenden, den Schwamm nahm ich jedoch weg. Mir erscheint diese selbst erlebte Narkose bemerkenswert, weil sie so ohne jede Vorempfindung eintrat, wie es ein gesunder Schlaf tut und wie ich mir denke, daß der Normaltod eintritt. Auch daß nachher nicht die mindeste Störung in meinem Befinden sich zeigte, so daß ich sofort die alle Aufmerksamkeit und sichere Messerführung erfordernde Freilegung des Nerven beenden konnte, ist bemerkenswert. Ich führe diesen Fall auch deshalb an, weil er mir die Verschiedenheit zeigt, die bei ein und derselben Persönlichkeit durch verschiedene Narkotika bewirkt wird. In Berlin fragte mich der Assistent der Jüngkenschens Klinik, an den ich mich wendete, um mir einen Zahn ziehen zu lassen, ob ich mich dazu chloroformieren lassen wolle. Ich bejahte, weil ich als angehender Mediziner selbst gern an mir erfahren wollte, wie eine Chloroformnarkose sich gestalte. Dabei merkte ich ganz deutlich vor dem Eintritt der Bewußtlosigkeit

starkes Ohrensausen und allmählichen Rückgang des Sehvermögens, wovon beim Eintritt der Äthernarkose nicht das Geringste zu spüren war. Nach der Chloroformnarkose hatte ich mich mehrere Stunden mit Kopfschmerzen und sehr unbehaglichem Allgemeinbefinden herumzuplagen. Woran lag nun diese Verschiedenheit? War es der Umstand, daß ich den Äther ganz allmählich, mit viel Luft vermischt, eingeatmet hatte, während ich das Chloroform gleich mit vollen Zügen einsog? War es eine persönliche Note, die mich den Ätherrausch leichter ertragen ließ, als den Chloroformrausch? War vielleicht das Chloroform nicht rein? Das Letztere ist wohl auszuschließen, da es das in der Klinik gebrauchte und sicher erprobte Chloroform war. Ich meine, daß die Mitteilung dieser eigenen Erfahrungen nicht wertlos sei, und habe sie deshalb hier angeführt.

Ich füllte in Königsberg auch noch eine Lücke meines Wissens oder vielmehr Könnens aus, indem ich bei Professor Werther an einem praktisch-chemischen Kursus teilnahm, sowie den berühmten anatomischen Paukkursus bei dem Anatomen August Müller hörte. Müller war in Berlin Privatdozent und Assistent am Anatomischen Institut gewesen und war dort durch seinen Repetitionskursus der Anatomie für Prüfungskandidaten, der den größten Beifall fand, unter dem Namen „Paukmüller“ sehr bekannt geworden. Den Ruf nach Königsberg brachte ihm jedoch wohl seine mit Recht berühmte Entdeckung der Metamorphose der Neunaugen. Ich wollte doch, als angehender Anatom, nichts versäumen, was mich für diesen Beruf fördern konnte. Ich muß gestehen, daß Müller zwar seinen Kursus sehr gut gab, daß ich jedoch nichts Besonderes darin finden konnte. Müller war ein origineller Mann, mit manchen Eigenheiten und witzigen, treffenden Einfällen. So hielt er in seinem Privatzimmer zwei Krokodile, die er sich als junge Tiere beschafft hatte und mit denen er sich täglich beschäftigte; er trug sie, auch als sie so groß geworden waren, daß er sie kaum noch tragen konnte, in seinen Armen im Zimmer umher und hatte seinen Spaß daran, wenn Jemand ins Zimmer trat und von diesem Anblick erschreckt wurde. Einige andere Tierversuche, außer dieser Krokodilzähmung, machte er mit einem jungen Bären, um, wie er meinte, damit dessen Intelligenz zu prüfen. Einmal setzte er ihm der Reihe nach die Speisen eines üppigen Mahles vor, indem er annahm, wenn ein Tier daran, ebenso

wie der Mensch, Gefallen fände, so sei das für das Tier als ein Beweis von einer gewissen Kulturfähigkeit anzusehen. Petz bestand diese Probe glänzend, indem er nicht nur alle Delikatessen mit dem größten Appetite verzehrte, sondern auch die dargereichten Schnäpse nicht verschmähte. Dagegen fiel er bei einer zweiten Probe durch. Professor Müller ging von der richtigen Annahme aus, daß der Gebrauch irgendeines Gegenstandes als Werkzeug zur Erreichung eines Zieles auf eine Überlegung, also auf eine höhere Intelligenz desjenigen Geschöpfes, welches sich eines solchen Werkzeuges bediene, schließen lasse. Man erzählt solche Beispiele unter anderen von Elefanten. Sicher sind sie in überraschender Art festgestellt bei den auf der Anthropoiden-Station in Teneriffa¹ (einer Gründung der Preussischen Akademie der Wissenschaften) beobachteten Schimpansen. Man richtet ja diese Tiere ab mit Messer und Gabel zu essen; das aber ist Dressur und kein Beweis von höherer Intelligenz. Als solchen kann man jedoch wohl folgende Beobachtung gelten lassen: Einem in einen Käfig eingeschlossenen Schimpansen wurde eine Banane in einer gewissen Entfernung vor den Käfig niedergelegt. In dem Käfig befand sich ein längerer und ein kürzerer Stab, der kürzere konnte auf den längeren gesteckt werden, so daß dieser dadurch noch verlängert wurde. Diese beiden Stäbe befanden sich weit von einander entfernt an unauffälligen Stellen in dem Käfige, ehe der Schimpanse hineingebracht wurde. Als nun das Tier die Banane bemerkte, suchte es sie mit seinen Armen, die es durch die Gitterstäbe des Käfigs steckte, zu erreichen, und zwar in wiederholten Versuchen mit aller Anstrengung. Als das nicht glückte und das Tier mißmutig eine Zeitlang die Banane angestarrt hatte, fiel sein Auge auf den längeren Stab. Sofort bemächtigte es sich dieses Stabes, steckte ihn durch das Gitter und suchte so die Frucht zu erreichen. Auch das gelang nicht, die Banane lag zu weit ab. Nach mehreren vergeblichen Versuchen nahm der Schimpanse den Stab zurück und griff nach dem kleineren Stabe, hielt ihn an den größeren, wobei er offenbar bemerkte, daß der kleinere Stab auf den größeren aufgesteckt werden konnte. Er tat dies sofort und holte sich nun mit dem verlängerten Stabe die Banane heran. In diesem Verhalten liegt doch offenbar eine Überlegung.

¹ S. darüber Weiteres im Kapitel „Akademie der Wissenschaften“.

Der Bär, den August Müller prüfte, zeigte eine solche Überlegung nicht. Er bemühte sich wieder und wieder, an einer Wand sich emporreckend und streckend, ein Stück Fleisch zu erreichen, welches für seine Reichweite zu hoch an der Wand aufgehängt war, vergebens. Den nahe dabei liegenden Holzklotz, der ihm leicht zum Ziele verholfen hätte, sah er wohl, schob ihn aber, was für ihn doch ein leichtes gewesen wäre, nicht heran. Nun bemerkte übrigens Professor Goltz, der dieser Prüfung beiwohnte, daß sie nicht entscheidend zu Gunsten der Intelligenz des Tieres hätte ausfallen können, selbst wenn es mit Hilfe des Klotzes das Fleischstück erreicht hätte. Da der Klotz absichtlich in größere Nähe der Stelle, wo er zur Erreichung des Stückes hätte hingeschafft werden müssen, gelegt worden war, so hätte er leicht bei den ungestümen Bewegungen des Bären unabsichtlich dorthin verschoben werden können, und man hätte bezüglich des Rückschlusses auf die Intelligenz des Tieres im Zweifel bleiben können. Der mitgeteilte Versuch beim Schimpansen scheint mir jedoch einwandfrei.

Es sei hier noch eine originelle Äußerung August Müllers mitgeteilt, die ihn als in anatomischen Dingen lebend und webend charakterisiert. Bald nach seinem Eintreffen in Königsberg luden ihn die Königsberger Kollegen zu einem Ausfluge nach der Samländischen Küste ein, um ihm die landschaftlichen Schönheiten seiner neuen Heimat zu zeigen. Die Küste bietet in der Tat bei den Orten Rauschen, Neukuhren und Warnicken, wo eine bewaldete Hügellandschaft an das Meer in einfachen, felsfreien Formen herantritt, viel Hübsches und Anmutendes. Die Kollegen machten Müller auf die Schönheiten des landschaftlichen Bildes aufmerksam und fragten ihn, ob er das nicht schön finde? Er betrachtete längere Zeit das sich Bietende und sagte dann: „Ja, alles schön, so weit das in Weichteilen geleistet werden kann.“

Die medizinische Fakultät in Königsberg besaß damals keine besonders hervorragende Kraft; das meiste Ansehen genossen Wagner, der Chirurg und v. Wittich, beides vornehme Naturen. Im physiologischen Laboratorium war v. Wittich sehr tätig und stets bemüht, zu Arbeiten anzuregen. Damals arbeiteten bei ihm der spätere Vertreter der Staatsarzneikunde in Berlin, Skrzeczka, der Pathologe Heinrich Jacobson, später angesehener Arzt und

Professor an der Universität Berlin, der Physiologe Grünhagen und mehrere Studierende für ihre Dissertationen, darunter auch Freund Max Cohn. Es herrschte ein reger wissenschaftlicher Verkehr, der zugleich durch die Art, wie v. Wittich sich dabei gab sich zu einem angenehmen gestaltete. Bald nach meinem Abgange kamen drei jüngere Kräfte ersten Ranges zur Königsberger Fakultät hinzu, der Pathologe Friedrich v. Recklinghausen, der Gynäkologe Otto Spiegelberg, dessen erste Bekanntschaft ich, wie erwähnt, in Göttingen gemacht hatte und der Kliniker Ernst Leyden, die ich bei meinen Besuchen von Breslau aus noch in Königsberg näher kennen lernte. Mit allen dreien sollte mich mein weiterer Lebensgang in dauernde mir förderliche und liebe Verbindung bringen.

2. Breslau.

Assistententätigkeit bei Rudolf Heidenhain. — Der Anatom K. L. Barkow. — Weitere Förderung durch die Pathologische Anatomie; in drei Jahren vom Privatdozenten zum Professor ordinarius. — Tätigkeit als Pathologischer Anatom; bakteriologische Pläne. — Vergleichend anatomische Studien in Triest und Neapel. — Erste Bekanntschaft mit Rudolf Virchow; 4 Wochen im Berliner Pathologischen Institute; Julius Cohnheim, Willy Kühne. — Berufung nach Straßburg.

Im Frühjahr 1864 traf ich in Breslau ein, auf dem Wege von der Weser und Leine zum Meere, von da zur Spree und weiter gen Osten zum Pregel und wieder mehr westlich zur Oder. In der Familie meines neuen Amtshauptes Rudolf Heidenhain fand ich dieselbe freundliche Aufnahme, wie bei v. Wittich. Heidenhains junge Gattin, eine anmutige Erscheinung, war die Tochter des Physiologen Alfred Wilhelm Volkmann in Halle a. S., deren Bruder, den berühmten Chirurgen Richard Volkmann, ich bei seinen Besuchen in Breslau auch kennen lernte. Ich hatte für die Assistenz bei dem physikalischen und biologischen Teile der Vorlesungen und im Laboratorium zu sorgen, sowie bei den mikroskopischen Übungskursen mitzuwirken, während für die physiologisch-chemischen Teile des Unterrichts Lothar Meyer als Assistent angestellt war. Meyer war habilitiert und hielt auch die Vorlesungen über Physiologische Chemie.

Mein Arbeitsfeld sollte sich nun aber bald vergrößern und wieder durch die Pathologische Anatomie. Gerade wie in Königsberg war